

Gastkolumne

Lokalpolitik verdient mehr Platz in der Schule

Was man in einem Thurgauer Dorf zwischen Turnhalle und Volg-Filiale über Politik lernen kann – und was nicht.



Claudia Franziska Brühwiler

Der Turnunterricht in meiner Thurgauer Primarschule begann manchmal sonderbar. Wir fanden frühmorgens unsere Halle nicht leer, sondern dicht bestuhlt vor. Das Aufwärmprogramm bestand dann im Zusammenklappen und Wegräumen der Holzstühle, die da aufgereiht standen. Um das Rednerpult vor der Sprossenwand kümmerte sich unser Lehrer, der jeweils nur ein entnervtes «Gemeindeversammlung» grummelte. Und damit hatte es sich auch schon mit der Aufklärung zur Lokalpolitik und zur Demokratie auf Gemeindeebene. Erwachsene verbringen den Abend auf unbequemen Sitzen in einer zugigen Turnhalle, und ihre Kinder räumen danach alles auf. Das liess sich zu einem Bild für das Verhältnis der Generationen stilisieren, doch letztlich zeigt es vor allem eins: dass die politische Bildung hierzulande wenig Aufmerksamkeit erhält – gerade im Kleinen, gerade bei den Kleinen.

Wenn wir heute Sonntagabend über die nationalen und kantonalen Abstimmungsergebnisse diskutieren, wird auch die Stimmbeteiligung Erwähnung finden. Vermutlich wird sie wie meist um die 45 Prozent liegen; vermutlich werden die zuverlässigen Wählerinnen und Wähler – meist gut gebildete Personen mittleren Einkommens und gesetzteren Alters – den Gang an die Urne oder den

rechtzeitigen Gang an den Briefkasten geschafft haben. Aber eigentlich, so das vorhersehbare Lamento, müssten ja andere über die Zukunft der Altersvorsorge abstimmen. Zwar wird der Generation Z nachgesagt, sie sei «aktivistisch», dies scheint aber nur auf jene Bildungsschichten zuzutreffen, die in jeder Generation politisch aktiver sind als der Rest. Politische Teilhabe ist ein Recht – aber es ist ein Recht, das mit Pflichten einhergeht, die mitunter mühsam und zeitintensiv sind. Am meisten Zeit kostet die Informationsbeschaffung: Wer abstimmen oder wählen will, muss wissen, was Sache ist. Gerade in einer halbdirekten Demokratie kommt der politischen Bildung eine Schlüsselrolle zu – zumindest müsste sie das. In der Schweiz wird Staatskunde oft mit dem Geschichtsunterricht zusammengefasst, der mit dem Lehrplan 21 an Lektionen eingebüsst hat. Je nach dem, welchen Bildungsweg Schülerinnen und Schüler nach der Sekundarstufe I einschlagen, entfällt der Staatskundeunterricht gar ganz. Entsprechend wenig bleibt in den Köpfen hängen – soweit man das überhaupt weiss. Die Schweiz nahm zuletzt 2009 und 1999 an internationalen Studien zu politischen Kompetenzen teil, mit mässigem Resultat. Während in Deutschland zahlreiche Universitäten Lehrstühle zur politischen Bildung eingerichtet haben, ist dieser Forschungszweig in der Schweiz stärker in der Geschichte und der Erziehungs- denn der Politikwissenschaft verankert. Immerhin ist mit dem Zentrum für Demokratie Aarau und dem Luzerner Zentrum für Menschenrechtsbildung die Forschung dort, wo sie am meisten die Praxis beeinflussen kann, nämlich an pädagogischen Hochschulen.

Die Politik im Kleinen (also auf Gemeindeebene) und für die Kleinen bleibt oft aussen

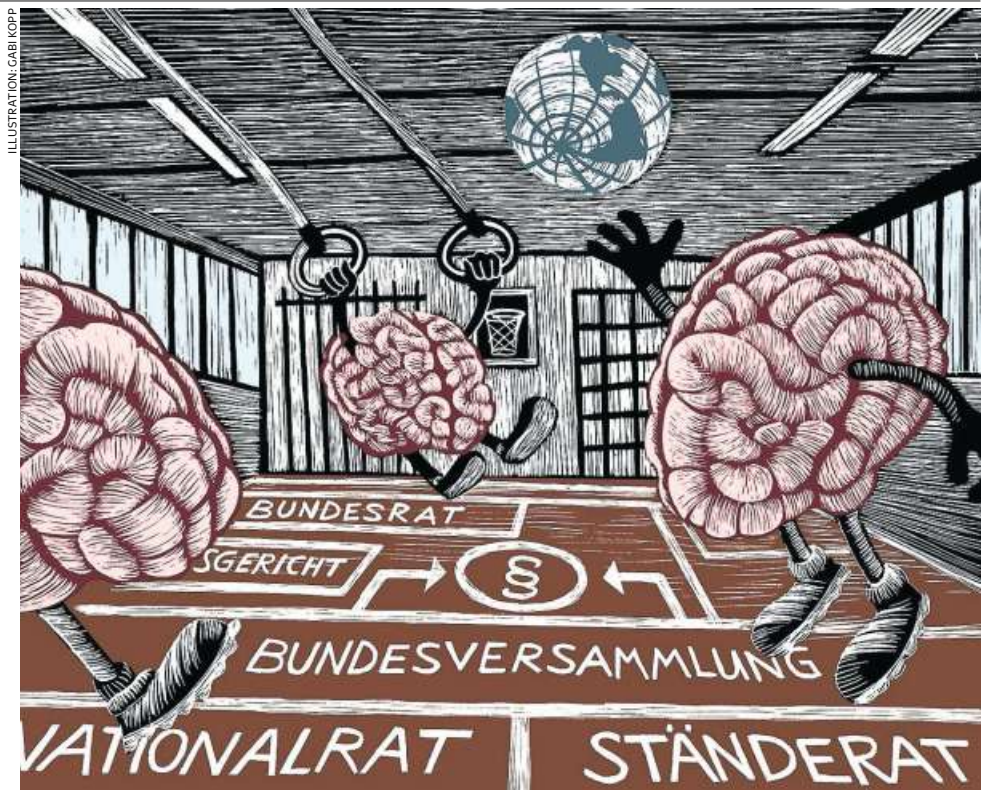
In der Schweiz wird Staatskunde oft mit dem Geschichtsunterricht zusammengefasst, der mit dem Lehrplan 21 an Lektionen eingebüsst hat.

vor. Auch viele ausserschulische Angebote fokussieren auf Jugendliche ab Sekundarstufe und beleuchten vornehmlich nationalpolitische oder internationale Fragen. Dabei täte es not, Kinder und Jugendliche nicht nur für die grosse Politik zu interessieren, sondern auch für Gemeinde- beziehungsweise Stadtpolitik. Hier liesse sich leicht aufzeigen, wie sich Bürger einbringen können und wie politische Entscheidungen den Alltag aller beeinflussen, von der neuen Trafostation bis zur Einführung von Tagesschulstrukturen.

Eine Investition in die politische Bildung der Jüngsten ist auch eine Investition in die Zukunft. Gerade kleine Gemeinden beklagen seit Jahrzehnten ein rückläufiges Interesse an Mitarbeit in der Milizpolitik, Ämter werden immer wieder nicht in kompetitiven Wahlen, sondern per Inserat besetzt. Mehr politische Bildung ist zwar nicht zwingend gleichbedeutend mit mehr Kandidierenden, aber doch hoffentlich mit weniger Ungültigkeit und mehr Teilhabe.

Was sich in unserer Turnhalle jeweils bei den Gemeindeversammlungen abgespielt hatte, verstand ich erst, als ich als Gymnasiastin für die Lokalzeitung Kandidierende für den Gemeinderat interviewen durfte. Vor der Volg-Filiale teilten sich alle, von der SP bis zur SVP, einen Informationsstand und gaben in ihrer Eintracht ein ganz anderes Bild ab, als dies die Medien aus nationalen Debatten wiedergaben. Auch diese Lektion können wir nicht früh genug lernen: Egal, wie uneinig man sich in politischen Fragen auch sein mag, gegenseitiger Respekt ist eine Grundvoraussetzung des gesellschaftlichen Zusammenhalts.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.



Medienkritik

Immer weniger Lust auf Journalisten



Aline Wanner

Der «Walliser Bote» machte diese Woche in unkonventioneller Art auf ein Problem aufmerksam, das die Redaktion beschäftigt. Am Donnerstag war in grossen Buchstaben auf der Frontseite zu lesen: «Guten Tag, wir würden gern mit Renzo Cicillini sprechen.» Der Werksleiter der Lonza scheint sich wegzuducken. Das Pharmaunternehmen, grösste Arbeitgeberin im Oberwallis, geht offenbar seit Monaten nicht auf Interviewanfragen der Journalisten ein.

Es ist ein Phänomen, mit dem Medienschaffende zunehmend konfrontiert sind. Leute, die sie kontaktieren, haben kein Interesse an einem Austausch, antworten oberflächlich, spät, gar nicht oder fordern eine Gegenleistung. Mich fragte unlängst ein Professor, ob wir ihm ein Honorar zahlen würden für eine kurze Auskunft. Auch wenn dieser Fall eine Ausnahme sein mag, wird doch klar, wie sehr sich die Machtverhältnisse verschoben haben.

Renommierte Wissenschaftler, Managerinnen, Sportler oder Schriftstellerinnen sind nicht mehr ständig bereit, ihre rare Zeit in ein Gespräch mit einem Journalisten zu investieren. Sie haben viel zu tun und können sich jederzeit über eigene Kanäle öffentlich äussern, deren Inhalte sie erst noch selbst kontrollieren. So brauchen sie sich nicht zu fürchten, ihre Geschichte oder ihre Aussagen könnten anders dargestellt werden, als sie es sich wünschten.

Die Kollegen im Wallis gehen mit der Herausforderung kreativ um, und genau das braucht es. Jammern hilft nicht, besser und umso wichtiger ist es, journalistische Arbeit sorgfältig zu erledigen, hartnäckig zu recherchieren, sich gut auf Gespräche vorzubereiten, fair und inhaltlich präzise zu sein. Nur so lassen sich Gesprächspartner überzeugen, dass sich die Auseinandersetzung mit Medien noch lohnt – oder dass es zum Nachteil werden kann, wenn man sie nicht führt.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Geschwister werden überschätzt



Patrick Imhasly

Man kann auch ohne sie aufwachsen und ein anständiger Mensch werden. Trotzdem ist es ein Segen, Geschwister zu haben. Ich weiss, wovon ich spreche: Ich habe drei Schwestern und fünf Brüder – der älteste ist 21 Jahre älter als ich, hätte theoretisch also mein Vater sein können. Wie oft haben sie mir, dem Nesthäkchen, das Leben erleichtert. Etwa mein zweitjüngster Bruder, der in der Stadt eine Lehre machte und mich am Wochenende jeweils mit den neuesten Asterix-Comics versorgte. Meine führende Stellung im Tauschhandel unter den Kindern im Dorf war damit auf Jahre zementiert.

Diese Erfahrung hat zweifellos mein Selbstbewusstsein aufpoliert, doch hat sie

auch tiefere Spuren in meiner Lebensgeschichte hinterlassen, die mir bis heute nicht bewusst sind? Über die Frage, ob und wie sehr das Aufwachsen mit Geschwistern die Persönlichkeit eines Menschen prägt, machen sich Psychologinnen und Soziologen seit Jahrzehnten Gedanken. Dabei haben sich zwei Schulen entwickelt, von denen jede überzeugt ist, sie habe die besseren Argumente.

Die Vertreter der Theorie des sozialen Lernens behaupten, Geschwister lernten voneinander so viele Dinge, dass sie sich mit der Zeit in ihren Persönlichkeitsmerkmalen einander angleichen. Knaben mit einer Schwester würden unweigerlich femininer; als Mädchen einen Bruder zu haben, fördere bei ihnen eher maskuline Züge. Mit anderen Worten: Kinder mit Geschwistern des anderen Geschlechts entwickelten weniger genderbezogene Stereotypen.

Die Verfechter der Theorie der geschwisterlichen Differenzierung sehen das genau umgekehrt. Glaubt man ihnen, führt die Rivalität zwischen Geschwistern dazu, dass sie sich gleichsam eine Nische suchen und sich in ihrer Persönlichkeit voneinander dif-

ferenzieren. Sich von einer Schwester abgrenzen zu müssen, macht Knaben männlicher – und Mädchen weiblicher.

Die Fachleute beider Denkrichtungen berufen sich auf Studien, die ihre Sichtweise bestätigen sollen. Da stimmt doch etwas nicht, sagte sich wohl eine Gruppe von Forscherinnen und Forschern – unter ihnen eine Psychologin der Universität Zürich. Um ein für alle Mal Klarheit zu schaffen, haben sie deshalb zwölf Studien mit rund 86 000 Teilnehmern aus neun Ländern inklusive der Schweiz erneut analysiert. Das Ziel war, herauszufinden, ob es tatsächlich einen Zusammenhang zwischen Persönlichkeitsmerkmalen wie Risikotoleranz, Geduld, Gewissenhaftigkeit oder emotionaler Stabilität und dem Geschlecht eines jüngeren oder älteren Geschwisters gibt. Das Ergebnis: Nichts. Brüder und Schwestern haben keinen nachhaltigen Einfluss auf den Charakter eines Menschen.

Dass ihre Vorgängerinnen und Vorgänger zu völlig anderen Schlüssen gekommen sind, erklärt das Forscherteam mit deren selektiver Auswahl von Stichproben bei den Probanden, der Voreingenommenheit bei der

Das Ergebnis: Nichts. Brüder und Schwestern haben keinen nachhaltigen Einfluss auf den Charakter eines Menschen.

Interpretation der Daten sowie einem liederlichen Umgang mit den Methoden der Statistik. Man könnte auch sagen: mit dem genderpolitisch korrekten Wunsch als Vater des Gedankens. Einen Zusammenhang haben die Spielverderber um den australischen Ökonomen Thomas Dudek dann aber doch noch gefunden. Sie haben in ihrem riesigen Datensatz festgestellt, dass Frauen mit einem jüngeren Bruder ungefähr sieben Prozent weniger verdienen als solche mit einer jüngeren Schwester.

Woran das liegt, darüber können sie allerdings nur Mutmassungen anstellen: Hindern jüngere Brüder ihre Schwestern an der beruflichen Entfaltung, weil sie sich nehmen, was sie wollen? Konzentrieren die Eltern ihre Ressourcen lieber auf einen Sohn, auch wenn er jünger ist? Als jüngstes Kind in unserer grossen Familie und erst noch als Sohn überkommt mich nun doch das schlechte Gewissen. Ich habe keine Ahnung, wie viel meine Schwestern verdienen, aber ich muss unbedingt das Gespräch mit ihnen suchen.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».